

Veranstaltungsreihe „Unangepasst. Repressionserfahrungen von Frauen in der DDR“

Werkstattgespräch I am 24.10.2019 „Am Küchentisch – Frauen in der Opposition“

Veranstaltungsbericht

Mit „Am Küchentisch – Frauen in der Opposition“ fand das erste Werkstattgespräch in der Veranstaltungsreihe „Unangepasst – Repressionserfahrungen von Frauen in der DDR“ am 23. Oktober 2019 statt. In der ehemaligen Stasi-Zentrale, heute der Campus für Demokratie, diskutierten die Expertinnen Samirah Kenawi und Jessica Bock mit dem Plenum.

Der Schwerpunkt des Werkstattgespräches lag nicht allein auf dem politischen, systemkritischen Engagement, sondern den dezidiert feministischen Programmatiken und Ideen der Protagonist*innen. Die Schwerpunkte an diesem Abend sollten in den Anfängen dieser Ideen sowie der Umbruchszeit 1989/1990 liegen.

Zum Einstieg gingen Jessica Bock und Samirah Kenawi auf das Archiv „Grauzone“ ein, das einige der Diskussionsteilnehmer*innen zuvor in einer Führung kennengelernt hatten. Kenawi berichtete über die Entstehungsphase des Archives, das 1987 aus einer Idee auf dem letzten Dresdner Frauentreffen entstand. Ziel war es, „eine gesellschaftliche Diskussion über Feminismus und feministische Fragen in Gang zu bringen,“ so Kenawi. Zu diesem Zweck sollten eine Frauenbibliothek und ein Archiv mit feministischen, emanzipatorischen Schriften aufgebaut werden, um diese zugänglich zu machen.

Der Schwerpunkt verschob sich für Kenawi im Trubel der Wendezeit: Nun lautete das Ziel, sowohl den DDR-Frauen den „Zugang zu ihrer eigenen Geschichte zu bewahren“ als auch westdeutschen und Westberliner Frauen zu zeigen, dass es durchaus eine Frauenbewegung in der DDR gab. Vor allem in Berlin, wo Ost und West aufeinanderprallten, habe es sehr viele Missverständnisse, Voreingenommenheit und Unwissenheit über die jeweils andere Seite gegeben. „Deshalb war es mir auch wichtig, dass Archiv auszubauen, um Dokumente zu hinterlassen, zu zeigen, dass es eine ganze Menge Gruppen gab“, betonte Kenawi: „Damit eben nicht jede Generation vollkommen von vorne anfangen muss, sondern irgendwie das Gefühl hat, da gab es schonmal was, da kann ich anknüpfen.“ Ähnliche Beweggründe finden sich in der westdeutschen Frauenbewegung für Archivgründungen, worauf Jessica Bock hinwies.

Die eigene Motivation zur Auseinandersetzung mit der Situation der Frauen und Lesben in der DDR fand Samirah Kenawi durch ihre persönliche Situation. Anfang der 1980er suchte sie Kontakt zu einer Lesbengruppe in Berlin, über die sie auch entsprechende Kontakte in Dresden fand. Die dort behandelte Themenvielfalt – wie zum Beispiel feministische Theologie, Frauen in der Geschichte – brachten Kenawi in Kontakt mit feministischen Themen: „Aus dieser Gruppe hat sich im Grunde ein ganzes Netzwerk ergeben.“ Über persönliche negative Erfahrungen kann Kenawi nicht berichten: „Ich bin immer meinen ganz eigenen Weg gegangen und habe mich nie um Konventionen gekümmert. In meinem persönlichen Leben bin ich zwar immer wieder auf Widerstände gestoßen, habe die aber alle für mich positiv gelöst.“ Die Auseinandersetzung mit frauenrechtlichen und lesbischen Themen erfolgte für Kenawi vor allem auf gesellschaftlicher Ebene, zum Beispiel durch die Konfrontation mit Selbstmorden im Umfeld des Arbeitskreises Homosexualität Dresden: „Das hat mich tief erschüttert. In meinem persönlichen Umfeld hatte ich nie Probleme mit meiner Homosexualität. Ich habe eher die Probleme, die ich erlebt habe, als Anlass genommen, mich damit auseinander zu setzen.“

Die erwähnten persönlichen Widerstände fand Samirah Kenawi vor allem in ihrem beruflichen Werdegang: Nach dem Abitur wollte sie die Ausbildung zur Tischlerin machen, was im System der DDR nicht vorgesehen war – nicht als Frau, aber vor allem aber nicht mit Abitur: „Eine Berufsausbildung zu machen, und dann auch noch im Männerhandwerk, war nicht vorgesehen.“

Nach drei Jahren Berufserfahrung wollte Kenawi dann ein Studium anschließen, wo sie jedoch zuerst nicht zugelassen wurde und zwei Jahre Papiertechnik studieren musste. Auch aus ihrem Elternhaus kann Kenawi keine negativen Erfahrungen berichten. Es habe wenige Unterschiede in der Erziehung von Jungen und Mädchen gegeben. „Ich habe immer aus mir selbst herausgelebt und mich nicht groß um Urteile anderer geschert,“ ergänzte Kenawi die Erinnerungen an ihre Jugend.

Die juristische Situation Homosexueller war in der DDR besser als im Westen, jedoch gab es keine Öffentlichkeit. Auf Nachfrage aus dem Plenum erzählte Kenawi, dass vor allem der Zugang zu den Gruppen bzw. das Bekanntmachen dieser Probleme bereitete. „Es gab eine große Isolation, große Einsamkeit und die üblichen Probleme mit Alkoholismus“, führte Kenawi aus. Diese Probleme habe es natürlich auch in der westdeutschen Gesellschaft gegeben, aber dort gab es schon früher Möglichkeiten sich zu finden, d.h. Gruppen zu bilden und diese bekannt zu machen: „Für uns war das bis Ende der 80er ein Problem.“

Dementsprechend gestaltete sich das gesellschaftliche Klima: Es gab immer wieder Berichte über tätliche Angriffe auf Personen, die sich als lesbisches oder schwules Pärchen zu erkennen gaben. Samirah Kenawi resümiert: „Die Homophobie war damals in der ost- und westdeutschen Gesellschaft generell verbreitet, weil es keine positiven Bilder gab. An der Aufklärung haben wir gearbeitet.“ Gerade, was die Thematik des Outings angeht, verwies Kenawi erneut auf generelle Erfahrungen: „Das ‚Coming-Out‘ bleibt ein ewiges Thema, auch wenn sich das gesellschaftliche Bild gewandelt hat.“

Um diese Entwicklungen für die Nachwelt zu bewahren, begann Samirah Kenawi nach der Wende mit der Sammlung für das heutige Archiv „Grauzone“. Dafür bat sie viele Frauen um ihre Materialien. „Das war immer ein Balanceakt, den Frauen den Wert ihrer eigenen Dokumente zu verdeutlichen und es dann allen zugänglich zu machen,“ beschrieb Kenawi ihre Arbeit. So finden sich beispielsweise die stets gut dokumentierten Aktivitäten der Berliner Lesbengruppe, die unter anderem durch eine Kranzniederlegung im ehemaligen Frauenkonzentrationslager Ravensbrück 1984 auf sich aufmerksam machten. Infolgedessen kam es zu staatlichen Repressionen sowie der Gründung des „Interdisziplinären Arbeitskreises Homosexualität“. Kenawi sieht darin die Absurdität der DDR wiedergespiegelt: „Probleme wurden wahrgenommen, aber es gab keine öffentliche Diskussion darüber.“ Darin sei auch ein Unterschied zur westdeutschen Frauenbewegung zu finden: Die rechtliche Situation gestaltete sich schlechter, aber es gab eine breitere öffentliche Diskussion. Kenawi resümiert: „Während wir in der DDR mit realistischen Forderungen hineingingen, gab und gibt es in der BRD die Verhandlungsstrategie der Maximalforderung. Das mussten wir erst lernen. Da gab es in der Wendezeit viele Missverständnisse.“

Allgemein habe es in der DDR eine „Emanzipation vom Bauch her“ gegeben. Vor allem die ökonomische Sicherheit und die Möglichkeiten der Kinderbetreuung stellten eklatante Unterschiede zu den westdeutschen Frauen dar: „Im Großen und Ganzen konnten die Frauen ihr Leben leben.“ Die Unterschiede im Rollenbild der Frau sei vor allem in Bezug auf Kinder deutlich geworden: Für Ostfrauen war es die Regel Kinder zu haben, für westdeutsche Frauen war die Realität sich zwischen Karriere und Kind zu entscheiden. Dies führte zum Vorwurf der „Mutti“, wobei verkannt wurde, dass eigentlich die Wunschvorstellung – Kind und Karriere – in der DDR gelebt wurde.

Ulrike Rothe fasste zusammen, die Ostfrauen hätten insgesamt eine ganz andere Situation als die Westfrauen, zum Beispiel beim Thema Abtreibung, Vereinbarkeit von Familie und Beruf: „Es ergibt sich insgesamt ein recht positives Bild.“ Doch woran entzündete sich dann die Kritik innerhalb der Frauengruppen? Welche Themen wurden diskutiert? Samirah Kenawi berichtete: „Die Gleichberechtigung ist uns ja vom Arbeiter- und Bauernstaat scheinbar geschenkt worden. Es gab eine ganze Bandbreite an Themenfeldern, an denen wir gesehen haben, dass wir benachteiligt sind.“ Zum Beispiel waren dies Themen wie Rollenbilder in den Schulbüchern, Frauen in der Geschichte, aber auch Gewalt in der Familie.

Das nicht alle die Situation der Ostfrauen als positiv empfanden, zeigte auch ein Beitrag aus dem Plenum. Die Krippenpflicht sei als ebenso belastend empfunden worden wie die Pflicht zur Arbeit. Diese unterschiedlichen Wahrnehmungen derselben Situation spiegelten sich durchaus auch in den Forderungen der Frauengruppen wider, wie Jessica Bock betonte: „Frauen haben sich zusammengetan, um miteinander ins Gespräch zu kommen, eigene Modelle zu leben.“

Dies wurde von Seiten des Staates nicht gerne gesehen. Repression und die Angst davor gehörten zum Alltag oppositioneller Personen, ebenso der Frauengruppen. Es habe bereits im Kopf eine innere Zensur gegeben: „Wir hatten in diesen Gruppen das Gefühl, unter Beobachtung zu stehen. Es gab immer wieder Diskussionen,

wer wird der oder die IM in der Gruppe sein?“ Hinzu kam, dass die Frauen durch ihre Kinder erpressbar waren: Im Falle einer Verhaftung wurden Kinder den Müttern weggenommen, was zum Beispiel bei „Frauen für den Frieden“ dazu führte, dass Frauen mit Kleinkindern teilweise nicht aufgenommen wurden und gegenseitige Vorsorgevollmachten für den Fall der Fälle ausgestellt wurden. Ob Frauen generell mutiger waren? Nach Einschätzung von Samirah Kenawi waren die Frauen direkter betroffen, zum Beispiel von Versorgungsengpässen.

Die Frage nach den titelgebenden Küchentischen griff Ulrike Rothe noch einmal auf, was dieser als Ort und Aktionsform bedeutet, insbesondere in Abgrenzung zu den oft männlich dominierten Oppositionsgruppen. Mit den Erfahrungen aus „Frauen für den Frieden“ konnte Samirah Kenawi illustrieren, dass Frauen die Erfahrung machten, dass sie in reinen Frauengruppen anders wahrgenommen wurden und besser arbeiten konnten. Auch im Kontext der Schwulen- und Lesbengruppen gestaltete sich dies ähnlich.

Aus diesem Konflikt heraus entstand auch die Berliner Lesbengruppe. Anfangs in einer Lichtenberger Gemeinde, ab 1984 in der Gethsemane Kirche im Prenzlauer Berg, wurde die Gruppe zwar aufgenommen, wenn auch nicht unumstritten. Langfristig sieht Kenawi hier jedoch eine Liberalisierung: „Nicht nur juristisch wurden die diskriminierenden Paragraphen abgeschafft, sondern es gab auch die Ordination offen schwul und lesbisch lebender Paare in der DDR. Nach der Wende gab es auch hier wieder eine komplette Rückorientierung.“

Während der DDR-Zeit bot die Kirche jedoch bis zu einem gewissen Grad Schutz. Auf der anderen Seite schuf der Ort als solcher eine neue Barriere – „Manche sind da über ihren eigenen Schatten gesprungen.“ – und stellte eine begrenzte Öffentlichkeit. Insgesamt sieht Kenawi die Möglichkeiten jedoch überwiegend positiv: „Ich bin der Kirche sehr dankbar für die Möglichkeiten. Es war nicht wirklich ein Schutzraum, es hatte immer eine Ambivalenz.“ Grenzen mussten immer neu diskutiert werden, es wurden Ideen hineingetragen, die innerhalb der Kirche umstritten waren, zum Beispiel „Feministische Theologie“. Kenawi sieht darin einen „Lernort für beide Seiten“.

Insgesamt wurde im Gespräch mit Samirah Kenawi und Jessica Bock deutlich, dass die Frauengruppen einen nicht unerheblichen Anteil an der Oppositionsarbeit in der DDR leisteten. Ihr Augenmerk war dabei oft auf frauenspezifische Themen gerichtet, wie etwa die Formen der Kinderbetreuung. Nach der Wende wurden die Unterschiede zwischen der ost- und westdeutschen Frauenbewegung deutlich, die sich vor allem in unterschiedlichen Ausgangsbedingungen widerspiegelten. Das größte Problem stellte jedoch die Kommunikation zwischen den Protagonist*innen dar. Wichtig ist es nach wie vor, Erfahrungen beider Seiten zu sammeln und für künftige Generationen zu sammeln, um Erreichtes nicht zu vergessen.